



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 6

Mittwoch, den 27. Lenzmond 1929.

Nr. 6

Henning Kosschade aus Köslin.

Von M. Wehrmann.

Als ich vor Jahren durch eine Straße Roms ging, fiel mein eifrig umherspähendes Auge auf eine Inschrift, die sich an einem großen Hause neben der Kirche San Carlo ai Catinari befand. Sie lautete: „Schola Sutorum vere Germanorum ad Turrim Cossado de Cosslin.“ Das heißt: Gildehaus der Kösliner Schuster am Turm des Kosschade in Köslin. Es war wie ein Gruß aus der fernen pommerischen Heimat und erregte, da mir der Name Kosschade nicht fremd war, mein lebhaftes Interesse.

Es ist bekannt, daß im 15. Jahrhundert die Zahl der deutschen Handwerker in Rom sehr groß war, die sich auch in der Fremde zu Gilden und Bruderschaften zusammenschlossen. Wie zahlreich einzelne Gewerke entweder dauernd dort vertreten waren oder vorübergehend dort weilende Brüder aufnahmen, zeigt das ältere Verzeichnis der deutschen Schustergilde, das bis zum Ende des 15. Jahrhunderts reicht; es enthält 1120 Namen. Dann traten bis zum Jahre 1531 noch 1200 Mitglieder bei, so daß sich in einem Jahrhundert über 2400 Schuhmacher in die Bruderschaft eingetragen haben. Die Gilde hatte ihr eigenes Haus mit einer der heiligen Crispinus und Crispinianus geweihten Kapelle. Was hat nun Henning Kosschade mit diesem Hause, das nicht mehr steht, zu tun? Aus dem Jahre 1462 liegt eine Nachricht vor, daß ein Haus des Andreas-hospitals im Jahre 1459 den deutschen Schustern verkauft wurde, während das zweite Haus von dem Magister Kosschade, Priester der Camminer Kirche, neu gebaut sei. Auf die weitere Geschichte des Hospitals einzugehen, ist hier nicht nötig; es sei nur erwähnt, daß die alte stolze Inschrift bei dem Bau des heutigen Baues (1898) erneuert wurde.

Wer ist Henning Kosschade aus Köslin? Der Name Kosschade oder Kosschade begegnet uns, soviel bisher bekannt ist, zuerst in der Matrikel der Prager Universität, in die 1380 ein Henricus Kosschade ohne Angabe der Heimat eingetragen ist. In dem Wohlstandsbuche des Klosters Marienkon bei Milgenwalde lesen wir, daß 1430 Gertrud, die Gattin des Drewes (Andreas) Kosschaden aus Köslin, durch ein Geldgeschenk für sich und ihren Mann Teilnahme an den geistlichen Wohlthaten des Klosters erbat und daß sie, die eine große Viehhäberin des Hauses genannt wird, 1435 gestorben ist. Im Jahre 1432 wird ein verstorbenen Geistlicher Wulfhard Kosschade erwähnt, der Einkünfte aus dem Dorfe Seeger bezog und, wie es scheint, an der Kösliner Marienkirche tätig war. In einer Kapelle der Pfarrkirche stifteten am 26. März 1432 der Klosterpropst Hermann Güstrow und der Ratsherr Andreas Kosschade mit 21 Mark Rente eine Vikarie. Dieser Andreas ist vielleicht derselbe wie der oben genannte Drewes. Wir können annehmen, daß er der Vater des Henning ist, der uns hier näher beschäftigen soll. Doch muß gleich gesagt werden, daß wir nicht im mindesten imstande sind, ein Lebensbild von ihm zu entwerfen, sondern nur auf einige Nachrichten angewiesen sind, die sich kaum verbinden lassen.

Im Sommerhalbjahr 1444 ist in Leipzig ein Henning Kosschade de Cosselin immatrikuliert wor-

den. Wenn wir glauben, daß dieser unser Kosschade ist, so erfahren wir wenigstens etwas aus seiner Jugendzeit. Denn wir treffen ihn erst wieder im Jahre 1460 als Propst des Domkapitels von Cammin, und als solcher kommt er nun öfter vor bis in den August 1479. Daß er in Rom gewesen ist, erfahren wir aus unsern heimischen Quellen nicht, aber in dem Bruderschaftsbuche bei der Kirche V. Maria de Anima Teutonicorum in Rom lesen wir den Namen: Hennighus Kosschade, clericus Cam. dioc. Es ist unzweifelhaft unser Kosschade gemeint, den wir ja schon als Gönner der Schusterbruderschaft kennen. Die Zeit der Eintragung ist nicht genau zu bestimmen, sie liegt aber in den Jahren von 1464 bis 1468. Damit stimmt etwa die Tatsache, daß er in der Zeit vom 8. April 1462 bis zum 8. November 1465 in den Urkunden des Domkapitels nicht genannt wird, also wahrscheinlich abwesend war. Wenn er in Rom ein festes Haus erbaute und verschenkte, muß Kosschade wohlhabend gewesen sein. Dafür sprechen auch andere Tatsachen.

Am 17. Juli 1461 bezeugt das Camminer Domkapitel, daß der Propst Henning Kosschade von dem Stolper Archidiacon Matthias Wedel eine Domherrnkurie in Cammin für sich und seine Erben gekauft hat. Im Jahre 1474 leiht er dem Rat von Stettin 200 Rheinische Gulden für eine Rente von 20 Gulden, und 1478 dem Kloster Kolbzig 400 Mark Finkenauge gegen eine Rente von 40 Mark. Am 5. November 1465 wird er zum ersten Male Doktor des heiligen geistlichen Rechtes genannt; es ist anzunehmen, daß er diesen Titel in Rom erworben hat. Ehrenhalber wurde er am 10. Januar 1468 in das Album der Universität Greifswald eingetragen.

Merkwürdig ist es, daß er einmal, am 25. November 1469, in einer Urkunde bezeichnet wird: Henningus, Præst und Dekan. Das ist nur so zu erklären, daß er bei den Wirren, die nach dem Tode des Bischofs Henning Jwen (gest. 1468 August 3) wegen der Bischofswahl entstanden, von dem Domkapitel „gekoren“, gewählt worden ist. Gegenüber dem Grafen Ludwig von Eberstein, der, wie es scheint, von einer anderen Partei zum Bischof erwählt wurde, hielt Kosschade den Anspruch nicht aufrecht und blieb weiter der Propst von Cammin,

ja er scheint für seinen Nebenbuhler später eingetretten zu sein. Seit 1474 kommt er auch als Dekan im Kolberger Domkapitel vor.

Aus seinem Leben wissen wir sonst nur noch ein Ereignis. In der schon genannten Urkunde vom 21. Dezember 1478 stiftet er eine Memorie (Jahresgedächtnis) in der Camminer Domkirche, die am Tage Albani (21. Juni) gefeiert werden soll. An diesem Tage ist Kosschade, wie es in der Urkunde heißt, „in vorgangen Tiden up ener Belbrugge vor Colberg in groten Baren sinnes Levendes wesen, der denne vormiddelst Hulpe des allmechtigen Gades ungestrigit van quam“. Gestorben muß er zwischen dem 23. August 1479 und dem 11. Juni 1484 sein. Am erstgenannten Tage kommt er zum letzten Male als Propst vor; dann wird in den vielen vom Domkapitel ausgestellten Urkunden niemals ein Propst genannt. In erster Stelle steht immer der Dekan Fröhlich Westfal, der auch einige Jahre geistlicher Administrator des Bistums ist. Erst an dem zu zweit genannten Tage erscheint Bernhard Eggebrecht als Praepositus. Ob Kosschade schon länger vorher gestorben ist oder etwa durch Krankheit an der Ausübung seines Amtes verhindert, erst 1484 aus dem Leben schied, ist nicht zu entscheiden.

Noch wenige Bemerkungen über andere Glieder der Kösliner Familie Kosschade mögen folgen. Der Propst selbst erwähnt in einer Urkunde vom 17. Januar 1474 seinen Brudersohn Drewes und zwei junge Söhne desselben, Hermann und Güstrow, von denen jener 10, dieser 8 Jahre alt ist. Drewes ist wohl derselbe wie Andreas Kosschade, Bürger in Köslin, der am 28. Januar 1472 den Geistlichen Johann Lichtevoß zu einer Vikarie bei der Kosschaden-Kapelle in der Pfarrkirche zu Köslin präferierte. Als ihr Patron kommt 1490 dreimal Hermann Kosschade vor. Er war 1495 Ratsherr in Köslin. Als Erbe des verstorbenen Propstes gibt er am 11. November zu der von diesem testamentarisch gestifteten Vikarie im Camminer Dom 32 Mk. Gulden und stiftet damit eine neue Vikarie.

Weitere Nachrichten über die Familie liegen mir zurzeit nicht vor, aber vielleicht weiß ein Kösliner Familienforscher noch weiteres über sie zu berichten.

Von alten pommerischen Städtewahrzeichen.

Flauberei von Hermann Bink.

Die Wahrzeichen einer Stadt, welche genau sich anzusehen den wandernden Handwerksburschen die Zunfttagungen vorschrieben, waren immer ein Gegenstand aufmerksamer Betrachtung; beglaubigte ja der um ihre Deutung und ihr Aussehen befragte Wandergeselle mit seiner Wahrzeichenkenntnis seine Anwesenheit in dem Orte, weil es die Innungs-sitte verlangte, daß die an einen Ort sich knüpfenden Spottreime, Epigrammen und Landfahrerwiese

gemerkt und aufgelegt werden mußten in dem Gehör vor dem Zunftmeister oder Altgesellen. So blieb dieser Schatz volkstümlicher Dichtkunst dem Volke lange erhalten, ja er erfuhr sogar von dem jungen Volk, welches das Reich durchwalzte, eine Verehrung. Die volkstümlichen Erklärungen von den an Bauwerken angebrachten Bildern, Symbolen und Statuen, deren ursprüngliche Bedeutung etwas oder ganz dunkel geworden war, die wörtliche Auf-

Fassung des allegorisch Gemeinten, halfen geographische Sprichwörter und Redensarten, geflügelte Worte, Sagen und Legenden bilden.

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein, in welchem man deutlich zwei lange Fußstapfen sah. Dies waren die Abdrücke von den Füßen des heiligen Mannes, als er hier auf diesem Steine stehend die Stettiner getauft hatte. — Die Getrudenkirche zu Stettin soll dadurch entstanden sein, daß ein armes Strömmädchen, welches auf dem Wege nach Damm einen großen Schatz gefunden hatte, aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihr denselben beschert hatte, diese Kirche hat bauen lassen. Das Bild dieses Mädchens, welches Getrude hieß und somit gleichzeitig der Kirche den Namen gegeben hat, hing man in derselben als Wahrzeichen auf.

An der sogenannten klingenden Becke bei Stettin lagen sieben Windmühlen, die der Rat von Stettin vor alten Zeiten hat bauen lassen und die als Wahrzeichen galten. Als sie fertig waren, sind die Ratsherren zu ihnen hinausgefahren, um sie zu besuchen und ihnen Namen zu geben. Bei der ersten sagten sie: „Eine muß doch Malz mahlen“, denn sie dachten zuerst an das gute Bier und sie nannten sie Malzmühle. Die zweite hatte wenig Wasser, da sprachen sie: „Sie ist für die Küllen“ und nannten sie Küllenmühle. Bei der dritten hörten sie einen Ruckel schreien und nannten sie Ruckelmühle. Auf der vierten empfing die Wirtin sie unfreundlich, da nannten sie dieselbe Surfmühle. Auf der fünften dagegen wurden sie freundlich und aufmunternd aufgenommen, d. h. motgeberisch (mutgebend) und darum nannten sie die Motgebermühle. Bei der sechsten wollten die Räder gar nicht stille stehen, da sprachen sie: das ist die Klappermühle. Die letzte endlich, welche am höchsten vom Berge lag, nannten sie Obermühle.

An der Westseite des Turmes der alten Pfarrkirche der Stadt Bergen auf Rügen befindet sich ein dem Fundament der Mauer eingefügtes, altes, steinernes, oben zugespitztes, in der Hand ein Kreuzförmig haltendes Mönchs bild, von dem behauptet wird, daß der Papst auf dem Kopfe desselben gleiche Höhe mit der Spitze des Marienkirchturmes in Stralsund habe.

Die St. Marienkirche oder der Dom von Kolberg, dessen Ursprung bis auf die Zeit des heiligen Otto zurückgeht, ist eine der schönsten und größten Kirchen in Pommern. Als die Kolberger den Bau angefangen hatten, fehlte es ihnen sehr bald an dem nötigen Gelde, um ihn fortzuführen. Da traten drei fromme Mönche auf und erbaten sich, in der ganzen Christenheit herum zu pilgern und für den Bau zu sammeln. Sie beschloßen aber Gott zu bitten, er möge ihnen im Traum doch durch irgend ein Wunder zu erkennen geben, daß ihm ihre Absicht angenehm sei. Der eine träumte, er wolle die Sonne mit der Hand erfassen, der andere, daß sein Haupt von einem Berge bedeckt werde, was aber dem dritten geträumt hat, das weiß man nicht mehr. Da sie sich nun gerade dies und nichts anderes vorher im Wachen gewünscht hatten, so sahen sie den Umstand, daß sie im Traume dasselbe gesehen, für ein Zeichen der Erhörung ihres Wunsches an und wanderten getrost fort in die weite Welt und hatten auch viel Glück. Sie brachten ungewein viel Geld zusammen, und als sie genug zu haben glaubten, da kehrten sie zurück und lieferten es ab. Als nun aber noch etwas nach Vollendung des Baues übrig geblieben war, da beschloßen sie, daß jeder von ihnen eine besondere Spitze auf dem Turme der Kirche aufzuführen lassen solle. Zwei von ihnen aber starben, ehe dieselben fertig wurden, und nur einer überlebte die Vollendung, und das war der, welcher im Traume die Sonne mit seiner Hand umfaßt hatte. Er bekam die mittlere, höchste, die zwei übrigen aber die beiden kleineren Spitzen. Zum Andenken an diese drei Bettelmönche hat man aber kurz nach ihrem Absterben ein Gemälde anfertigen lassen, auf welchem sie in liegender Stellung dargestellt sind, einer von ihnen ist grau, die andern schwarz gekleidet. Der eine hält ein Buch in der linken Hand, worauf die Worte stehen: „Pater, magnificavi nomen hominibus“ (Vater, ich habe deinen Namen bei den Menschen verherrlicht). Dies Gemälde, welches sich am westlichen Hauptpfeiler des Turmes unter der Orgel und in der Nähe des

Haupteinganges der Kirche befindet, ist im Jahre 1741 restauriert worden und gilt als Wahrzeichen.

Die Kapelle auf dem Gollenberg.

In der Zeitschrift „Sundine“, die seit dem Jahre 1827 als „Unterhaltungsblatt für Neuvoopommern und Rügen“ in Stralsund erschien und unter der geschickten Leitung des Redakteurs Fr. von Suchow länger als zwei Dezennien zu großer Blüte gelangte, findet sich im Jahrgang XVII Nr. 14 (1843 am 5. April) das nachfolgende Gedicht abgedruckt, das den Untertitel trägt „Eine pommerische Sage“. Der Verfasser des Gedichtes ist nicht genannt. Das Gedicht verdient wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden, und mag darum hier von neuem abgedruckt werden.

1.

In mitternäch't'ger Stunde,
Wer hat den Geist geseh'n,
Der langsam macht die Runde
Auf Gollenberges Höh'n?
Verzweiflung starrt im Blicke
Und große Herzenspein,
Verzweifelt leht zurücke
Er bei der Dämm'ring Schein.

2.

Dem folternd sein Gewissen,
Verfolgt im Grab' ihn noch,
Der einst, von Schmerz zerrissen,
Die weite Welt durchzog,
Zu sühnen seine Taten,
Die er dereinst getan,
Für die er vom Prälaten
Nicht Sühne konnt empfan.

3.

So zog der arme Ritter
Voll Hoffnung in die Welt;
Die Hoffnung ward ihm bitter
Und grauenhaft vergelt.
Denn Blut hatt' er vergossen,
Und Blut — das fordert Blut;
Ch' wieder Blut geflossen,
Die Remedis nicht ruht.

4.

Er zog durch alle Bande
Von ganz Europa hin,
Zum span'schen Küstenstrande
Vom heimischen Röslein.
Er zog nach allen Orten,
Die Gott dem Herrn geweiht,
Ob wieder sünd' er dorten
Der Jugend frohe Zeit.

5.

An allen heil'gen Stätten
Er fleht um Gottes Huld,
Gar brünstig tät er beten
Um Sühnung seiner Schuld.
Doch nirgends konnt' er finden
Für sein Gewissen Ruh';
Bergebung seiner Sünden
Sagt ihm kein Priester zu.

6.

Nach Compostells Altären
Folgt er der Büßer Schar,
Denn einstens hoch in Ehren
Die Stadt bei Pilgern war.
Und fanden gleich die andern
Bergebung ihrer Sch,
Er mußte weiter wandern,
Sich fassen i' Geduld.

7.

Nach Pommern hieß man eilen
Zum Gollenberge ihn,
Die Stätte würde heißen
Den tiefbetrübten Sinn.
Kein Ort sei auf der Erden
So sehr der Sünder Hort,
Dort werd' gefühnet werden
Der gottvergeß'ne Mord.

8.

Am hohen Meeresstrande
Der Hügel steigt empor,
Der sich im Pommerlande
Am höchsten tut hervor.
Ein Kirchstein steht droben,
Das schaut auf's Meer hinaus;

Ein Heide tät's geloben
Im ärgsten Sturmsgebraus.

9.

Als wütend hoch sich türmte
Der Bogen wilder Schwall
Und zitternd dumpf erkümmte
Des grausen Donners Schall,
Er fleht zum wahren Ketter:
„Bewahr' mich und mein Gut!“
Und plötzlich schwand das Wetter,
Beruhigt spielt die Flut.

10.

Der Heide ward befehret,
Er ward ein guter Christ;
Wie treu er Gott verehret,
Die Kirche Zeugnis ist.
Zum Tempel sah man ziehen
Der Pilger viele bald,
Da Gott der Stätt' verliehen
Der Wunder mannigfalt.

11.

„Bohl zieh' ich hin zum Strande“,
Der Pilger zu sich spricht,
„Wo in dem weißen Sande
Der Woge Kraft sich bricht,
Wo hoch mit schönem Gipfel
Der Hügel steigt empor
Und auf dem heil'gen Wipfel
Laut schallt der Priester Chor.“

12.

Und wohl zum heim'schen Strande
Der Arme kam zurück,
Doch tiefen Kummers Wolke
Umhüllte seinen Blick.
Nicht Freude tät erfüllen
Das vielgeplagte Herz,
Und nichts mehr konnte stillen
Den übermächt'gen Schmerz.

13.

Aus Gottes Vaterarmen
Er sich verstoßen wähnt,
Nicht glaubt er an Erbarmen,
Das einst er heiß ersehnt.
Vom tiefsten Weh ergriffen,
Er seinem Gram erlag,
Den Stahl, so scharf geschliffen,
Er in die Weichen stach.

14.

Er fürbt die heil'ge Stätte
Mit seinem Blute rot,
Wo Trost erlangt er hätte,
Da fand er seinen Tod.
Ob solch gottlosem Handeln
Nun hat er keine Ruh';
Allmächtig sieht man wandeln
Dem Gollenberg ihn zu.

15.

In mitternäch't'ger Stunde,
Wer hat den Geist geseh'n,
Der langsam macht die Runde
Auf Gollenberges Höh'n?
Verzweiflung starrt im Blicke
Und große Herzenspein,
Verzweifelt leht zurücke
Er bei der Dämm'ring Schein.

Es sind eigentlich zwei Sagen, die in dem vorstehenden Gedichte verarbeitet sind, einmal die Sage von der Gründung der Kapelle auf dem Gollenberge, Vers 8—10 (vgl. F. E. Schulz: Röslinger Sagen Nr. 183), und sodann die Sage von dem Brudermord des Peter Bulgrin zu Wussekden am Jamundsee (vgl. Schulz a. a. O. Nr. 185). Die in Vers 6 erwähnte Ortschaft Compostell (Sankt Jakob de Compostela) in Spanien war ein im ausgehenden Mittelalter beliebter Wallfahrtsort, der insbesondere auch von vielen norddeutschen Pilgern aufgesucht wurde. Vgl. auch Gräffe: Preuß. Sagen II Nr. 435.

Beide Sagen sind auch von Benno vor mehr als hundert Jahren poetisch behandelt worden: „Die Bekehrung, eine pommerische Sage“ ist zum ersten Male abgedruckt in Satens Pomm. Provinzialblätter Band I (Treprow a. R. 1826) S. 426—430, und „Ritter Bulgrin, der Brudermörder“ ebenda in Band III (1821) S. 32—38. Dem zuerst angeführten Gedicht ist „um mehrerer Verständlichkeit willen“ die entsprechende Erzählung in Prosa „aus einer alten Handschrift“ beigelegt. S.

Was jeder Ostdeutsche aus der Vorgeschichte seiner Heimat wissen muß.

Von Rektor Weber-Röslin.

(Schluß.)

Nach Osten reichte sie in jener Zeit, wie Kostorzewski feststellen konnte, erheblich weiter und umfaßte fast ganz Kongresspolen und Teile von Galizien. Diese Forschungsergebnisse kann kein polnischer Vorgeschichtsforscher leugnen. Sie sind andererseits für den sehr empfindlichen polnischen Nationalismus so peinlich, daß die polnische „Wissenschaft“ seit zehn Jahren krampfhaft nach einem Ausweg sucht, der zugunsten der Slawen spricht. Es müßte unter allen Umständen der Nachweis erbracht werden, daß die slawische Kultur in Ostdeutschland älter sei als die germanische. Die polnische „Forschung“ fand denn auch bald ein geeignetes Objekt: Das Gebiet der heiß umstrittenen „Lausitzer Kultur“.

Ostdeutschland hat in der zweiten Hälfte der Bronzezeit zwei völlig ungleiche Kulturprovinzen. Im Norden Mecklenburg, Pommern, Westpreußen und das westliche Ostpreußen. Wichtige Merkmale dieser Kulturprovinz sind Hügelgräber mit spärlicher Keramik und nicht zahlreichen Bronzebeigaben von nordisch-landnordischem Charakter. Der südliche Kulturkreis umfaßt Brandenburg, Posen, Sachsen, Schlesien. Dort gibt es Urnenfriedhöfe mit zahlreicher und sehr formenreicher Keramik vom „Lausitzer Typ“, aber mit spärlichen Metallbeigaben. Diese starken Unterschiede, besonders diejenigen des Bestattungsgebrauchs und der Keramik, machen es sehr wahrscheinlich, daß die beiden Kulturgebiete von verschiedenen Völkern bewohnt wurden. Bestritten wird von niemandem, daß das nördliche Gebiet rein germanisch war; zweifelhaft bleibt die Herkunft und Entwicklung der Bevölkerung des südlichen Gebiets. Die meisten Forscher sehen sie als nichtgermanisch an. Nur Schuchhardt führt sie auf die germanische Mischkultur des Elbe-Saalgebietes zurück. Kossinna hält sie für illyrisch; ihm folgt im allgemeinen auch v. Richtofen. Andere nehmen einen thrakischen Ursprung an. Aber darin stimmen alle rein sachlich denkenden Forscher überein, daß die bronzezeitliche Urnenfelderkultur Ostdeutschlands nicht slawisch gewesen sein kann. Das kann von den Slawen niemals bewiesen werden, weil sie damals sicher noch in ihrer Urheimat (Pripiet, obere Weichsel und Dnjepr) saßen.

Ein neuer Vorstoß der Schule Kostorzewski bemerkt sich nun in einer etwas anderen Richtung, jedoch mit demselben Ziel. Die neue Hypothese lautet: Zu Beginn der frühen Eisenzeit sind die Germanen nach Süden vorgedrungen und haben dabei die schon vorhandene „slawische“ Bevölkerung als Herren-

schicht überlagert, während die sehr viel ältere slawische Kultur sich in der Unterschicht erhalten hat. Diese ostgermanische Besetzung („Eindringlinge“, „Räuber“) dauerte bis zur Völkerwanderungszeit. Als dann die Germanen abzogen, ist die slawische Schicht wieder zum Vorschein gekommen. Und so erklärt es sich, daß es so aussieht, als ob die Slawen erst nach der Völkerwanderungszeit in Ostdeutschland festen Fuß gefaßt hätten. Die Slawen sind also vom 8. Jahrhundert v. Chr. bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. von den Ostgermanen „unterdrückt“ worden.

Es können an dieser Stelle nicht alle Gründe angeführt werden, die Kostorzewski für seine Behauptung beizubringen versucht. Nur die Hauptpunkte sollen erwähnt werden: Daß die Kultur eines Volkes sich länger als ein Jahrtausend unter der Kultur eines Herrenvolkes halten soll, ohne daß von diesem verborgenen Volkstum auch nur eine Spur nachweisbar wäre, ist gar nicht vorstellbar, und doch ist dies der Grundgedanke von Kostorzewski. Die „Lausitzer Kultur“ dauert überhaupt nur bis in die Früh-La-Tene-Zeit (500—400 v. Chr.) und verschwindet dann spurlos, weil eben dieses Gebiet von den Germanen eingenommen wird. Sonderbar, daß die römischen und griechischen Beobachter bei den Ostgermanen von dieser slawischen Beimischung auch nicht das geringste bemerkt haben! Noch sonderbarer, daß ein Jahrtausend germanischer Herrschaft in der Sprache weder der Sieger noch der Besiegten nennenswerte Spuren hinterlassen hat! Und wie steht es mit der „Renaissance des Lausitzer Geschmacks“? Was ist mit der Ähnlichkeit der Keramik vom Lausitzer Typ mit solcher der späteren Kaiserzeit bewiesen? Wo sind die Zwischenglieder jener Kulturformen, die durch einen tausendjährigen Zeitraum voneinander getrennt sind? Auch die Haustypen werden von der Slawentheorie herangezogen. Das aus der Lausitzer Kultur bekannte Pfostenhaus mit Vorhalle soll slawisch, das pfostenlose Wohngräbenhaus germanisch sein. In Wahrheit ist das Pfostenhaus in Europa nirgends und zu keiner Zeit an nationale Grenzen gebunden. Es ist ja schon zur Steinzeit überall in Deutschland zu finden. Ferner das Vorkommen von Burgwällen in der Bronzezeit und in der slawischen Zeit des Mittelalters. Gibt es nicht auch außerhalb Ostdeutschlands Burgwälle genug? — Dann soll nach Kostorzewski und seinen Anhängern, auch vom anthropologischen Standpunkt aus betrachtet, das Lat-

achenmaterial für den westslawischen Charakter der „Lausitzer Kultur“ sprechen. Dazu bemerkt v. Richtofen richtig, daß die Anthropologie nach dem jetzigen Stand der Forschung über die Träger der Kultur eines bestimmten Volkstums so gut wie nichts aussagen kann. Kostorzewski müßte auch wissen, daß Volkstum und Rasse nicht dasselbe ist. Im übrigen scheint mir der Menghinische Gesichtspunkt (Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens, Reichenberg 1926) wichtig zu sein: „Wenn die Slawen, deren Kulturentwicklung zweifellos erst in einem Abstand von mehreren Jahrhunderten der germanischen folgt, vor den Germanen in näherer Fühlung mit der römischen Welt getreten wären, so müßte daraus der Schluß auf eine besondere Kulturunfähigkeit gezogen werden.“ Mit Wissenschaft haben Kostorzewskis Hypothesen nichts zu tun. Es bleibt nur unverständlich, wie der Gelehrte, der den Ruf eines gründlichen Prähistorikers genöß, die Rolle eines nicht ernst zu nehmenden und tendenziös arbeitenden Nationalisten mit „wissenschaftlichem“ Anstrich übernehmen konnte.

Die deutsche Forschung bemüht sich, das Wesen der „Lausitzer Kultur“ zu ergründen. Es wird zweifellos gelingen, wenn das sehr umfangreiche Material durchgearbeitet sein wird, Klarheit zu schaffen. Schon heute darf aber nach dem Stande der vorgeschichtlichen Archäologie, der Geschichte und Sprachforschung und der Volkstunde als feststehend angenommen werden, daß Slawen für dieses Gebiet überhaupt nicht in Betracht kommen. Jedenfalls wissen wir mit absoluter Sicherheit, daß die erste slawische Einwanderung in das östliche Mitteleuropa nach der Völkerwanderungszeit erfolgt ist, nachdem die bis dahin ansässig gewesenen Ostgermanen zum größten Teil ausgewandert waren. Bisher hat die slawische Forschung auch nicht den geringsten Gegenbeweis erbracht.

Schon um 800 hat die Wiedergewinnung des von den Westslawen eingenommen ehemals germanischen Landes durch Karl den Großen begonnen. Um 1200 ist mit dem Einzug des deutschen Ritterordens auch im Weichselgebiet das Ende der slawischen Okkupation gekommen. Es bleibt also bei dem bisherigen Ergebnis: Für Ostdeutschland bedeutet die Slawenzeit nur eine kurze Episode innerhalb einer Jahrtausendelangen germanischen Besiedlung.

Die Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern und von der mutigen Gastmüllerstochter.

(Eine volkskundliche Studie aus Posen und Pommern.)

Von Professor D. R. Noop-Stargard.

I.

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine war reich und hatte eine große Wirtschaft, vier starke Pferde und viel Geld, war aber dennoch sehr geizig; der andere war arm, hatte nur ein Häuschen und ein Pferd, mit dem er Frachten ausführte, um sich und seine Familie zu ernähren. Da oft die bittere Not bei ihm einkehrte, ging seine Frau öfters zu dem reichen Bruder, um Brot zu borgen. Eines Tages aber wurde der Geizige grob und verbot ihr wiederzukommen. So mußte ihr Mann hungrig in den Wald nach Holz fahren. In einem Tale, neben einem Hügel im Gebüsch versteckt, ließ er das Gespann stehen und kletterte auf einen Baum, um Nester abzufauchen. Da hörte er auf einmal Pferdegetrappel und Wassergeklirr, und als er sich umschaute, sah er eine Reiterchar kommen. Vor dem Hügel blieb sie stehen. Der Hauptmann trat etwas vor und rief: „Siebenkorn, öffne!“ Und da öffnete sich

der Hügel, die Reiterchar verschwand in der Doffnung, und hinter ihr schloß sich der Hügel, so daß nichts mehr zu bemerken war. Aber nicht lange dauerte es, da öffnete sich der Hügel abermals; die Reiterchar ritt auf demselben Wege wieder heraus, und der Hügel schloß sich.

Der Mann hatte sich das Wort gut gemerkt, und als die Reiter weit fort waren, kletterte er vom Baum, ging an den Hügel und rief: „Siebenkorn, öffne!“ Und der Hügel öffnete sich wieder, und er konnte ungehindert hineingehen. In dem Hügel sah er eine große Stadt. Er trat in das nächste Haus ein und fand dort lauter Tische mit den Resten von Speisen, die die Räuber nicht verzehrt hatten. Er füllte sich daran und ging dann zum zweiten Hause. Als er es öffnete, wurden seine Augen von dem Glanze fast geblendet. Das ganze Haus war voll gleißenden Goldes. Schnell ging er zurück, holte die zwei Säcke, die er zum Auffammeln von Spänen mit sich genommen hatte, und schüttete sie voll Gold. Darauf lud er sie auf seinen Wagen und fuhr nach Hause. Wie war seine Frau erstaunt, als sie das viele Gold sah! Sie mußte ihm helfen, es abzuladen und zu verwahren. Am nächsten Tage fuhr er abermals hin und lud vier Säcke voll auf, und am dritten Tage ebenfalls. Am vierten Tage unterließ er es, da er jetzt Gold genug hatte. Als sie nun

das Gold zählen wollten, da fehlten ihnen so große Zahlen, und sie beschloßen deshalb, es mit dem Schffel zu messen. Die Frau ging zu der geizigen Schwägerin, um einen solchen zu borgen. Diese war über ihr Begehren nicht wenig verwundert; und als die Frau ihr erzählte, sie wolle den Rest des Getreides, der sich noch auf dem Boden befinde, messen, da schloß sie Argwohn, weil ihr bekannt war, daß kein Getreide mehr vorhanden war. Sie stieg also auf den Boden, bestrich den Schffel von innen mit Wachs und gab ihn der Schwägerin.

Das Geld wurde nun gemessen; es waren sieben Schffel voll. Darauf wurde das Maß wieder abgetragen. Die geizige Schwägerin sah hinein und bemerkte im Wachs lauter Abdrücke von Goldstücken, und in einer Reihe war noch ein Stück Lieben geblieben. Als ihr Mann nach Hause kam, zeigte sie ihm den Schffel und das Goldstück und befahl ihm, zum Bruder zu gehen und ihn auszufragen, wo er das Gold hergenommen habe. Der Mann nahm eine Flasche Schnaps und ging hin. Als sie nun beim besten Sprechen waren, erzählte er seinem Bruder von den Abdrücken im Schffel und von dem Goldstück, und dieser wieder erzählte von der Begebenheit im Walde und auf welche Weise er zu dem Golde gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Karfreitag im Volksglauben.

Von F. A. Smus-Kolberg.

Mit dem Palmsonntag treten wir in die stille oder Karwoche, weil in dieser Woche rauchende Vergnügungen schweigen sollen. Der Volksglaube und die Sage haben sich in dieser Zeit durch manche Sitten und Gebräuche geäußert, namentlich spielt der Karfreitag darin eine Rolle. Viele sonst so notwendigen Arbeiten müssen unterlassen werden. Wer am Gründonnerstag wäscht oder Wäsche aufhängt zum Trocknen, muß als Strafe erleben, daß dann ein Familienglied bald stirbt. Karfreitag ist auch ein Fasttag. Deshalb darf man an dem Tage kein Fleisch essen; wer es doch tut, den beißen im kommenden Sommer die Mücken sehr. Deshalb gibt es an diesem Tage Fische. Sehr gut ist es, wenn man zu dem Tage Hechte bekommen kann. In dessen Kopf sind als kleine Knochenstücke alle Wäckerwerkzeuge, die man bei Jesu Kreuzigung verwendete: Kreuz, Speer u. a. So sagte zum Schreiber dieses ein alter Landmann: „Fisch mußt ich hewwe, um went noch so hull wohnt, milches herkomme, von wo sei wulke.“ Deshalb fischte er sich einige Besatzkarpfen seines Teiches und ließ sie sich zurichten.

Aber nicht bloß in der Tierwelt spielt der Karfreitag eine Rolle, sondern auch bei manchen Pflanzen. So heißt es in der Sage von der Zitterpappel: „In der verhängnisvollen Stunde, wo unser Herr noch am Kreuze hing und die Sonne den Trauerflor um sich hüllte, ging ein Jagd durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Tiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sichereren Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles stumm, schwill und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murrten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit.“

Allein die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt von Golgatha. „Was kimmert uns“, sprach sie, „dein Leiden? Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!“

Aber der Todesengel nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blut und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe wieder in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt Zitterpappel bis auf den heutigen Tag. (Eine botanische Mythe nach C. Weißlog.)

Nach anderer Sage war das Holz des Kreuzes, an dem Jesus hing, von einer Zitterpappel, und daher ihre Strafe.

Unter dem Kreuze auf Golgatha standen auch verschiedene Blümchen, auf die einzelne Blutströpflein aus den Wunden des Heilands fielen. Davon haben sie noch heute ihre roten Blüten und ihre Namen, z. B. Blutströpflein. Das Johanniskraut oder Jeshuwundenkraut blüht noch heute, wenn man die Blüte zerdrückt. Der rote Saft soll Wunden heilen und gegen den Teufel schützen. Deshalb konnte der Böse diese Pflanze nicht leiden. Er versuchte sie zu vernichten, indem er die Blätter durchstochen wollte. Daher rühren die vielen kleinen, fast durchsichtigen Pünktchen an der Unterseite dieses Blümchens.

Auch von einigen Vögeln weiß die Volkslage am Karfreitag zu berichten. Als der Herr am Kreuze hing, kam ein kleines Vögelchen und versuchte, die Nägel am Kreuze auszuklehen. Dabei farbte es seine Brust rot. Daher tragen noch heute manche Finken eine rote Brust, z. B. der Buchfink.

Am meisten strengte sich der Kreuzschnabel an, die Nägel auszuklehen. Dabei wurde seine Unterseite und Brust blutigrot und sein Schnabel ist kreuzartig verbogen. Aber auch seine Mühe war vergebens. Seitdem kann der Kreuzschnabel die Menschen nicht mehr leiden. Er verbirgt sich im dichtesten Tannenwalde, und nur selten sieht ihn eines Menschen Auge. In den dichten Tannen drückt er auch in kalter Winterzeit, der Sage nach, seine Jungen aus.

Das Vätererbe in Gefahr.

Als vor 100 Jahren der Dichter Joseph von Eichendorff auf einem Oberlohn von Breslau nach Stettin fuhr und unterwegs vielfach in Schifferhäusern übernachtete, mußte, fiel es ihm auf, daß überall die Familie vor dem Schlafengehen einen Abschnitt aus der Bibel las und ein Gesangbuch-Lied dazu sang. Das war der Geist, der in dem Volksleben der damaligen Zeit lebendig war: der Geist frommer, festgesetzter, christlicher Sitten. Diese Sitten umschloß ein Dreifaches: Gebet, Bibellesen und sonntäglichen Kirchgang. In dieser Sitten liegt ein Erbe, das unsere Väter uns hinterlassen haben. Wenn wir aufmerksam das Geschlecht unserer Tage beobachten, müssen wir sagen: Das Erbe unserer Väter ist in Gefahr. Eine neue Zeit ist heraufgekommen. In den Fabriken regiert die Maschine. Die Menschen starren gebannt auf Geld und Arbeit. Und in den wenigen freien Stunden, die ihnen der Alltag in seiner Hege läßt, stürzen sie sich in zweifelhaften Vergnügungen. Die Nerven zermürben, den Körper ruinieren und die Seele verderben. So ist das alte Vätererbe einer guten christlichen Sitten, welche den Wochentag heilig und den Feiertag zum Feiertag macht, immer mehr vergessen worden. Das Tischgebet ist heute in Deutschland sehr selten geworden. Die meisten Kinder, die zur Schule kommen, lernen erst dort, was beten ist. Keine Mutter hat ihnen die Hände gefaltet. Häusliche Andachten, in denen alt und jung sich um Gottes Wort schart, werden kaum noch gehalten. Wer kennt die Bibel? Wer liest heute noch die Bibel? Kleine Gemeinschaften tun es noch. Aber der Durchschnittschrist kennt die Bibel nur noch vom Hörensagen. Sehr viele Häuser in Deutschland be-

halten keine Bibel mehr. Und das Kirchengehen? Es ist die allgemeine Klage in Deutschland, daß die Kirchen leer sind. Es scheint fast so, als ob Gott begraben wäre und die Menschen ihren Glauben zu Grabe getragen hätten. Um Gründe sind die Menschen niemals verlegen. Auch dann nicht, wenn sie das kostbare Erbe der Väter preisgeben. Sie haben keine Zeit — sagen sie. Solche christliche Sitten — ja, das ist doch altmodisch! Auf jeden Fall etwas, was wertlos ist und mit der Freiheit des modernen Menschen nicht in Einklang gebracht werden kann. — Eines Tages wurde in Deutschland der Name eines französischen Arztes bekannt. Der Mann hieß Coué. Er hatte eine neue Methode, gemütsranke Menschen gesund zu machen. Sie mußten an jedem Tag möglichst oft sagen: „Es geht mir jeden Tag in jeder Beziehung immer besser!“ So hatte dieser französische Arzt etwas Wahres von neuem entdeckt. Er hat den Wert der Gewohnheit und der Sitten im Leben des Menschen aufgezeigt. Und damit hat er ein Lebensgesetz von ewiger Gültigkeit ausgesprochen: Nur das Regelmäßige, nur das Feste, nur das immer Wiederholte hat einen Wert. Natürlich darf es nicht nur tote Gewohnheit sein. Wir müssen durchleben, was wir beten und singen, was wir lesen und tun. Wir müssen im Gottesdienst lebendige Glieder einer christlichen Gemeinde sein. Kirchliche Sitten! Das ist es, was dem Geschlecht unserer Tage nützt. Kirchliche Sitten macht den Menschen aufnahmefähig für die Welt Gottes, schließt ihn mit Gleichgesinnten zusammen und gibt ihm einen Rückhalt in den Schwankungen des Lebens. Es geht wirklich um das Vätererbe. Das Vätererbe ist ein heiliger Schatz. Deutschland wird leben, wenn es ihn zu heben und zu bewahren weiß.

Deutsche Heimatbücher.

Stolp im Siebenjährigen Kriege. Eine altentworfene Darstellung. Von Dr. Richard Schuppert-Stolp. Komm. Berl. D. Eulig 1929. 77 S. 1 Rt. Kart. 1,50 RM. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde, Ortsgruppe Stolp, Geschäftsstelle: Schmiedestraße 2.)

Gemessen an dem gewaltigen Geschehen eines großen Krieges ist die Geschichte des einzelnen Ortes meist so unbedeutend, daß sie kaum ins Bewußtsein tritt. Hier ist nun der Versuch gemacht, im Gegensatz zu der landläufigen Darstellungsform neben der Beschreibung der einzelnen Kriegserlebnisse den Hauptwert auf die Frage zu legen, wie sich die Bevölkerung einer kleinen, aber betriebsamen Stadt innerlich mit den Kriegslasten abfindet und wie sich die Kriegshandlungen im Geiste des kleinen Bürgers widerspiegeln, soweit die Akten, denen streng gefolgt ist, hierüber ein Urteil gestatten; gleichzeitig der erste Versuch, einen besonders wichtigen Abschnitt der Ortsgeschichte der Vergessenheit zu entreißen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das lebendig geschriebene kleine Werk wird nicht nur die Bewohner von Stolp interessieren, sondern jeden fesseln, der sich ein Bild von dem inneren Leben einer ostdeutschen Kleinstadt und ihrer Bürger im 18. Jahrhundert machen will. — Namen- und Ortsregister sowie eine Karte geben eine gute Uebersicht.

John Brindmanns Plattdeutsche Werke. Herausgegeben von der Platts. Gulde zu Rostock unter Mitwirkung verschiedener Fachgelehrter. Verlag Abel O. m. b. H., Greifswald. 6 Bände Ganzleinen je 3.— RM.

Uns liegt der dritte Band dieser trefflichen, im Erscheinen begriffenen Ausgabe der Brindmannschen plattdeutschen Werke vor. Er enthält vier kleinere Erzählungen: Die prächtige Geschichte vom Boß im Swinegel oder das Bruiden geht um, ferner Höger up oder das Luschen von den Junferndiep, weiter Mottche Pinkus un der Pels, und schließlich die Geschichte von dem famosen Aufschneider Peter Duzenz bi Abark. Der Text dieser Ausgabe ist sorgfältig geprüft unter Benutzung des gesamten handschriftlichen Nachlasses. Schwierigere Worte sind in den Fußnoten übersetzt. Ausführliche Einleitungen vermitteln bei jeder Erzählung die literarischen und kulturellen Zusammenhänge sowie das Verständnis

für das Schaffen des Dichters. Diese Ausgabe verdient einen Ehrenplatz in allen Häusern, in denen Niederdeutsch gesprochen und verstanden wird.

Kleine Mitteilungen.

Seltene Tierbeobachtungen. Bei einem Wildbegegang im letzten strengen Winter durch die mit Dornsträuchern bewachsenen Schluchten nahe der Jamburstraße (Ridelriege) beobachteten wir nach Beschützung unserer Rebhühnerfütterungen zwei äußerst vertraute Waldohreulen, die uns in langsamem Fluge dicht über die Köpfe strichen, in allernächster Umgebung in den Sträuchern aufhatten und uns dann noch mehrfach arglos umflogen. Man sah, daß Hunger und Kälte sowie hoher Schnee auch diese sibirischen Waldbewohner zwangen, ihre sonst so große Scheu vor dem Menschen abzulegen, zumal auch diese Ohreule als sehr leichtsinnig und als echter Jagdvogel gilt. Wovon mögen sich diese armen Tiere in diesem harten Winter wohl ernähren? Mäuse, Maulwürfe, Insekten usw. gab es nicht, und fliegende Kleinvögel vermag die Eule nicht zu schlagen.

Bei unserer Weiterwanderung über die tief verschneiten Felder stöberten wir manchen Hasen auf, der in der Ecke lag und sich vom herrschenden Schneesturm einstimmen lassen wollte. In der Nähe des Mühlenbaches vor dem Buchwald wurde vor uns ein Mummelmann flüchtig, der Richtung nahm in einen der Winkel, die hier durch die vielen Krümmungen des Mühlenbaches gebildet werden. Wir folgten seiner Spur und wunderten uns, daß der Krümme weder rechts noch links hoch wurde. Nunmehr war unser Erschrecken nicht gering, als wir, nahe am Mühlenbach angekommen, den Hasen durch das offene Wasser, wie einen Hund, schwimmen sahen. Nach mehreren vergeblichen Sprüngen gelang es dem Vögelmann dann, unter Aufbietung aller Kräfte, die jenseitige, etwa 1 Meter hohe, ziemlich steile, mit einer Eisborde versehene und mit Schnee überwehte Uferböschung emporzuspringen und auf der anderen Seite schweigend Reihens zu nehmen. Hätte der arme Krümme geahnt, daß wir seine Heger und Schläger waren, hätte er sicherlich nicht unter so lebensgefährlichen Umständen das Hasenpanier ergriffen; denn das Wasser war an dieser Stelle immerhin einen halben Meter tief, etwa drei Meter breit und ziemlich schnellfließend. E. Lenzi-Röslin.